

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 11

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 11
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. März 1937

Heft 11

Vorfrühling.

Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehn.

Er hat sich gewiegt,
Wo Weinen war,
Und hat sich geschmiegt
In zerrüttetes Haar.

Er schüttelte nieder
Akazienblüten
Und kühlte die Glieder,
Die atmend glühten.

Lippen im Lachen
Hat er berührt,
Die weichen und wachen
Fluren durchspürt.

Er glitt durch die Flöte
Als schluchzender Schrei,
An dämmernder Röte
Flog er vorbei.

Er flog mit Schweigen
Durch flüsternde Zimmer
Und löschte im Neigen
Der Ampel Schimmer.

Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehn.

Durch die glatten
Kahlen Alleen
Treibt sein Wehn
Blasse Schatten.

Und den Duft,
Den er gebracht,
Von wo er gekommen
Seit gestern nacht.

Hugo von Hofmannsthal.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

11

Frau Trina Stolz förderte ihr großes Werk, den Gasthofbau auf dem Ruchenberge. Schon stand der große Bau im Dach, und die Waldenser konnten mit einem guten Glase die mit bunten Tüchern geschmückte Tanne unterscheiden, die man auf das neue Dachgerüst gepflanzt hatte. Die Fähnlein und Bänder flatterten und blickten im Winde. Frau Trina aber stieg gleich einer Jungen wöchentlich mehrmals nach der Baustätte, um dort zum Rechten zu sehen. Huldreich Rot begleitete sie zweimal. Sie weihte ihn in alles ein, was sie zu tun gedachte, in jede Verschönerung und Neuerung, die sie im Äußern

oder Innern ihres neuen Hauses anzubringen im Sinne hatte. Auch von der Eröffnung und dem Betrieb des neuen Geschäftes sprach sie schon. Immer aber hörte sie gerne seinen Rat.

„Ich bin rasch, ich wäge nicht gerne lange,“ pflegte sie zu sagen. „Sie, Herr Pfarrer, sind ein ruhiger und klar denkender Mensch, ich bin Ihnen dankbar, daß ich Ihnen von meinen Absichten sprechen darf, ehe ich sie ausführe.“

Manchmal kam sie plötzlich und in Eile ins Pfarrhaus und fragte nach Huldreich. Zu anderer Zeit ließ sie ihn ebenso eilig zu sich rufen. Sie änderte auf seinen Rat manchmal ein Vorhaben, oft auch ließ sie einen Plan unausgeführt, weil

er ihn nicht billigte. Er empfand, wie er auch hier ein Amt hatte. Seine Erfahrung und Lebensweisheit wuchsen. Sein Blick schärfe sich immer mehr. Und weil er so viele übersah, die um ihn her ihre Tage in kleinen oder großen Sorgen, in Freude oder Leichtsinn verlebten, lernte er über den Dingen zu stehen und leidenschaftslos über sie urteilen. Durch das schöne innere Gleichmaß kam eine immer größere Ruhe und Sicherheit auch in seine äußere Erscheinung, sein Benehmen und seine Rede.

„Er ist über seine Jahre hinaus ernsthaft,“ sagte Hartmann, der Säger, von ihm. „Er weiß sich wie ein Alter zu geben, was seiner Stellung angemessen ist und ihm bei den Leuten Gewicht gibt.“

Hartmann, der Säger, ließ dieser Bemerkung sein sonderbares Lächeln folgen, von dem man nicht wußte, ob es noch auf jene Bezug hatte. Ein leiser Spott, vielleicht auch ein Schein von Abneigung lagen darin. Hartmann spürte den Einfluß des Pfarrers in der Gemeindeverwaltung. Er hatte diese bis zu Rots Ankunft vollständig nach seinem Willen geleitet und ihr das Gepräge seines sparsamen, fast knauserigen Geistes aufgedrückt. Der Wohlstand des Dorfes war dabei entschieden gewachsen. Huldreich Rot huldigte andern Ansichten. Er wollte nicht das Geld in der Kasse von Waldenz mehren, wohl aber das Dorf nach außen mit neuzeitlichen Einrichtungen bereichern. Bald stießen die zwei verschiedenen Ansichten aufeinander. Die Mehrzahl der Waldenzer ging mit ihrem jungen, feurigen Geistlichen. Der kluge Säger sah, daß seine Zeit nicht war. Er zückte unter halb zugekniffenen Lidern ein paarmal forschende Blicke auf seinen Gegner, beobachtete ihn scharf, dann zog er sich achselzuckend zurück. Er konnte warten, bis die andern sich die Hörner abgestoßen. Im Privatleben änderte sich sein Benehmen gegen Rot nicht. Er zeigte ihm stets dieselbe zurückhaltende Freundlichkeit, die in der Art, wie er bei Gruß und Abschied Huldreichs Hand mit zwei Fingern faßte, noch immer zu sagen schien: Du bist mir recht, Mann, nur zu nah sollst du mir nicht kommen. Er hieß auch die Freundschaft seiner Tochter mit dem Pfarrer gut, forderte sie sogar, indem er Huldreich Rot dann und wann zu sich einlud, zu Tisch oder zu einem Abendschoppen im Garten. Über die Freundschaft selbst lächelte er, wie er über seine eigne Tochter lächelte und sie überspannt nannte. Lächelnd, nicht ganz ernsthaft war auch die Aufnahme, die er dem Pfarrer zu-

teil werden ließ, wenn er in sein Haus kam. Die leise Unruhe, die hinter dieser zur Schau getragenen Sorglosigkeit lag, wußte er wohl zu verbergen. In dem heimlichen Auf-der-Hut-Sein aber lag die Anerkennung von Rots Bedeutung.

Das Verhältnis Meta Hartmanns zu Huldreich wurde durch dasjenige ihrer Eltern zu dem Geistlichen nicht beeinflußt. Das Mädchen war zu unabhängig und stand den Eltern selbst zu fremd gegenüber, als daß es sich darum gekümmert hätte, was sie zu ihrem Verkehr im Pfarrhause sagten. Dieser Verkehr war im Laufe der Monate immer freundschaftlicher geworden. Meta, seit Mirrlein fehlte, hatte selbst Frau Jakobe so weit gewonnen, als dieselbe die Menschen an sich herankommen ließ. Der steifen, zurückhaltenden Frau mißfiel die Gesellschaft des jungen Mädchens nicht; denn sie fand jetzt bei jedem Besuch ein paar nicht unfreundliche Worte, die Meta zum Wiederkommen einluden. Johanna Deutsch befand sich zweimal in Metas Begleitung. Sie aber hieß Frau Rot nicht wiederkommen. „Es wird mir zuviel Menschheit,“ sagte sie zum Sohne.

Frau Jakobe äußerte sich gelegentlich über Meta Hartmann, und aus ihren Worten ging hervor, wie sie fühl und von ferne über das Mädchen urteilte.

„Ich betrachte sie gerne,“ sagte sie. „Wenn sie vor mir sitzt, ist mir immer, als ob ich ein Gemälde ansehe oder noch besser eine Marmorgestalt, nur eine aus weichem, fast durchsichtigen, warmem Stein und mit Lebensfarben an sich. Sie ist ein fast vollkommenes Geschöpf.“

Ihre Worte klangen trocken und wohl überlegt. Sie sah dabei den Sohn ruhig und arglos an. Wenn sie einmal die Sorge gehabt hatte, daß in letzterem sich für Meta ein wärmeres Gefühl regen könnte, so hatte sie das inzwischen innerlich völlig mit sich erledigt. Der Unterschied des Glaubens war nach ihrer Ansicht eine unübersteigliche Mauer!

Huldreich fühlte durch die Worte seiner Mutter den Eindruck bestätigt, den er empfing, wenn er zur Zeit von Metas Unwesenheit zu den beiden Frauen in die Wohnstube trat. Sie saßen gewöhnlich mit einer Handarbeit beschäftigt beieinander, sich in einer stillen, wortkargen Weise unterhaltend. Die Mutter hatte einen Stuhl mit gerader, hoher, geschnitzter Lehne inne, ein altes, ungefügtes Stück. Steif und hager saß sie da. Was sie sprach, klang frostig, nicht gesagt, um den Gast zu unterhalten, sondern als ob es zu

jedem gesprochen worden wäre, der eben anwesend war, es zu hören. Ihre Augen indessen ruhten gleichmütig abmessend auf dem jungen Mädchen, verfolgten die schönen Linien des Gesichtes, glitten über das glänzend weiche, schwarze Haar und bemahnen den Gegensatz, den die zarte Farbe der Haut dazu bildete.

Meta Hartmann hatte seltsame Gründe, die Besuche bei Frau Rot zu wiederholen. Mancher derselben war sie vielleicht selbst kaum bewußt. Sie liebte das Haus, in dem Huldreich Rot wohnte. Es tat ihr wohl, während sie bei seiner Mutter saß, ihn nebenan in seiner Studierstube zu wissen oder seinen Schritt im Flur zu hören. Aber rein äußerlich schon liebte sie auch die Stube der Frau Jakobe. Sie war viel schlichter als die prunkhaften Zimmer, durch die sie zu Hause schritt, und an ihrer Eigentümerin war die Vornehmheit, die zu ihrem eignen Wesen passte.

An manchem Wintertage, während ein schwerer Schnee im Tal lag, hatte Meta Hartmann bei Frau Jakobe gesessen und hatten sich Huldreichs und ihr Weg gekreuzt. Das Frühjahr brachte Stürme und schlimmes Wetter, machte die Wege oft ungangbar. Dabei waren die Besuche Metas im Pfarrhause unwillkürlich seltener geworden. Nun führte der Sommer sie wieder häufiger heraus.

Wenn Huldreich und sie einander begegneten, leuchteten beider Augen in einer leisen Freude. Wenn sie sich miteinander unterhielten, waren sie von einer heiteren Gesprächigkeit, und ihre Worte wie ihre Blicke verrieten, daß ihnen im Augenblick alle Wünsche erfüllt waren. Über diese stille und genügsame Freude aneinander waren sie bisher nicht hinausgekommen. Sie fürchteten sich vor einer Veränderung, obwohl manchmal, wenn sie auseinander gegangen waren, in jedem eine Art Reue lebendig wurde, daß es dem andern nicht deutlicher seine Zuneigung verraten hatte. Sie waren jetzt auch selten allein; denn Huldreich vergaß seine Pflicht nicht und zog Johanna Deutsch immer wieder in ihren Kreis. Reinhard Fehr war der vierte im Bunde. Er aber sprach gern von einer Abwesenden, und der Hauptzweck seines Kommens war vielleicht, zu fragen und wieder zu fragen, was Mirrlein aus dem Welschland schrieb.

Eines Tages hatten Huldreich, die beiden Mädchen und Reinhard, der Lehrer, verabredet, am Abend — es gingen klare Mondnächte über das Tal — im Hofe des Pfarrhauses und beim

unaufdringlichen Licht einer Laterne eine Erzählung zu lesen, die im Bergland spielte und der sie durch dieses Vorlesen im Freien, gleichsam am Schauplatze selbst, erhöhtes Leben und größere Wirkung zu geben dachten. Da erhielt Fehr unversehens den Besuch eines Studienfreundes und wurde am Kommen verhindert. Er ließ jedoch erst absagen, als es für Rot zu spät geworden war, auch die beiden Mädchen auszubitten.

Als es Nacht geworden war, befand sich Meta Hartmann auf dem Weg zum Pfarrhause. Langsam kam sie hügelan gestiegen. Viele Sterne standen am Himmel, und der Mond zog groß und siegreich durch ihre Mitte. Das Tal war ganz hell. Häuser, Bäume und Felsen erhielten harte, schwere Schatten werfende Formen. Metas Gestalt tauchte aus dem Dunkel des Dorfes in den Schein des Mondes. Sein Glanz lag auf ihrem Scheitel. Sie ging barhaupt, hatte nur, wie im Dorf Nachbar zu Nachbar geht, ein Tuch über den Arm genommen. Der Mond leuchtete in ihre Züge, ließ den feinen Bug der Nase schimmern und legte an das zarte Kinn eine kleine Helle, daß die Haut dort sich ansah wie glänzendes Elsenbein.

Huldreich Rot stand an der Mauer des Hofes, während sie sich näherte. Er sah die vom Monde voll beleuchtete Gestalt. Sie aber bemerkte ihn, da sie mit zu Boden gerichtetem Blick ging, nicht. Sein Herz begann zu klopfen, während an der Erscheinung der Nahenden Schönheit um Schönheit sich ihm aufstaut.

Meta blickte erst auf, als sie dicht an der Mauer angelangt war. Huldreich stand über ihr, die linke Hand auf die Mauer gestützt, und bot ihr die Rechte.

„Guten Abend,“ grüßte Rot. „Sie sind die erste.“

Sie war erstaunt, denn sie glaubte spät gekommen zu sein.

„Übrigens, Lehrer Fehr kommt nicht,“ berichtete Huldreich.

Sie wechselten ein paar Worte über Reinhard's Fernbleiben und gingen langsam Seite an Seite an der Mauer hin. In der Nähe der Weiden stand ein Tisch an die Hausmauer gerückt. Ein paar Stühle waren bereitgestellt. Auf dem Tisch brannte die Sturmlaterne, die Huldreich bei nächtlichen Gängen verwendete. Ihre kleine rote Flamme gab eine spärliche Helle. Diese floß in dünnen, manchmal zitternden Strahlen an den Rand der Platte und verging

dort im weißen Mondchein. Neben der Laterne lag das Buch, in dem sie lesen wollten.

Meta hielt an der Mauer, dem Tische gegenüber, an. „Werden wir doch lesen?“ fragte sie.

„Gewiß,“ antwortete Huldreich, „sobald Johanna hier sein wird.“

Meta setzte sich auf die Mauer, und Rot trat neben sie. So warteten sie eine Weile, blickten auf das Dorf nieder und sprachen von derjenigen, auf die sie warteten. Eine breite rote Linie bezeichnete ihnen die Stelle, wo zwischen den mondbeschienenen Häusern die Dorfstraße lief. Der hohe Giebel des Gasthauses zum Kreuz hob sich deutlich aus den übrigen Gebäuden heraus.

„Am Ende kommt auch sie nicht,“ sagte Meta nach einer Weile, während ihre Augen auf dem Gasthof ruhten. Johanna Deutsch war noch nirgends zu sehen.

Huldreich wurde unruhig.

„Der blonde Städter bemüht sich unablässig um sie,“ fuhr Meta fort. „Er und seine Freunde werden sie festgehalten haben.“

Rot schaute noch immer schweigend in die Tiefe.

„Es ist fürchterlich, zu denken, daß sie die Wege ihrer Mutter gehen könnte,“ sprach das Mädchen wieder.

„Sie liebt uns,“ entgegnete Huldreich, ihr das Gesicht zuwendend, in dem eine leise Erregung zu lesen war. „Wir werden sie festhalten, sie immer wieder an uns ziehen.“

Meta empfand, wie der ganze Reichtum seiner Menschenliebe und seines Vertrauens in ihm aufströmte und ihm eine Art Sieges sicherheit gab, die Sicherheit, daß er Johanna über die Zeit der Versuchung hinweghelfen werde. Eine andächtige Bewunderung für den guten und hilfreichen Menschen, der neben ihr stand, erfaßte sie.

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß um diese Zeit auch Johanna Deutsch Huldreiche gedachte und ihn im Geiste sah, wie Meta Hartmann ihn in Wirklichkeit erblickte. Johanna Deutsch saß in einem bequemen Stuhl im Garten des Gasthofes. Eine große Laterne warf einiges Licht unter die Büsche, zwischen denen sie Platz genommen. Es war ein heimlicher Winkel, und die Nacht war still. Nur ein Blätterneigen da und dort, nur das immerwährende Rauschen des Bergstromes drüben in der Tiefe. Ein blonder, junger Mensch saß neben des Mädchens Stuhl und sprach zu ihr. Er war mit seinen Freunden eine Weile verreist gewesen, aber wiedergekommen. Seither bemühte er sich feuriger als die bei-

den andern und als früher um Johannas Gunst. Seine Stimme klang gedämpft, in dem verstohlenen Ton, der zu der Heimlichkeit der Stunde und des Gartens paßte. Johanna sprach nicht lauter, wenn sie antwortete. Seine Worte waren wie eine Musik, die ihrem Ohr wohlgefällig war. Sie hörte oft kaum, was er sprach oder erfaßte die Bedeutung seiner Worte nicht, empfand nur ein seltsames, müde machendes Wohlbehagen, während die Blätter raschelten und der Städter wisperte. Zuweilen jedoch riß etwas sie aus dem traumähnlichen Zustand, in dem sie zu versinken drohte. Dann lehnte sie sich im Stuhl ein wenig hintenüber, und die Nacht kühlte eigen ihre Stirn und machte sie freier. In diesen Augenblicken sah sie Huldreich Rot. Er und die Freunde warteten auf sie, und sie hatte den Willen gehabt, zu gehen. Der Blonde neben ihr bat sie nur immer, zu bleiben. Nun war es beinahe — nun — wirklich zu spät. Aber immer noch sah sie Huldreich Rot, und es war, als spräche er zu ihr, und sie hatte ein Verlangen nach seiner Nähe, seiner Güte und seiner Hilfe und —

Der Städter haschte nach ihrer Hand.

Sie zog sie hastig zurück.

Er sah, daß er zu weit gegangen oder doch zu rasch gewesen war. Wieder hob er sein halblau tes, einschmeichelndes Reden an. Allmählich neigte er sich näher zu ihr.

Johannas Atem ging rasch. Ihre Augen sahen ihn an. Da legte er zum zweitenmal seine Hand auf die ihre.

Johannas Zuckte zusammen. Es war ihr, als stehe Pfarrer Rot drüben im Dunkeln und sehe sie an. Sie stand plötzlich auf und ging, ohne ein Wort der Erklärung gegen den Gefährten, ins Haus. —

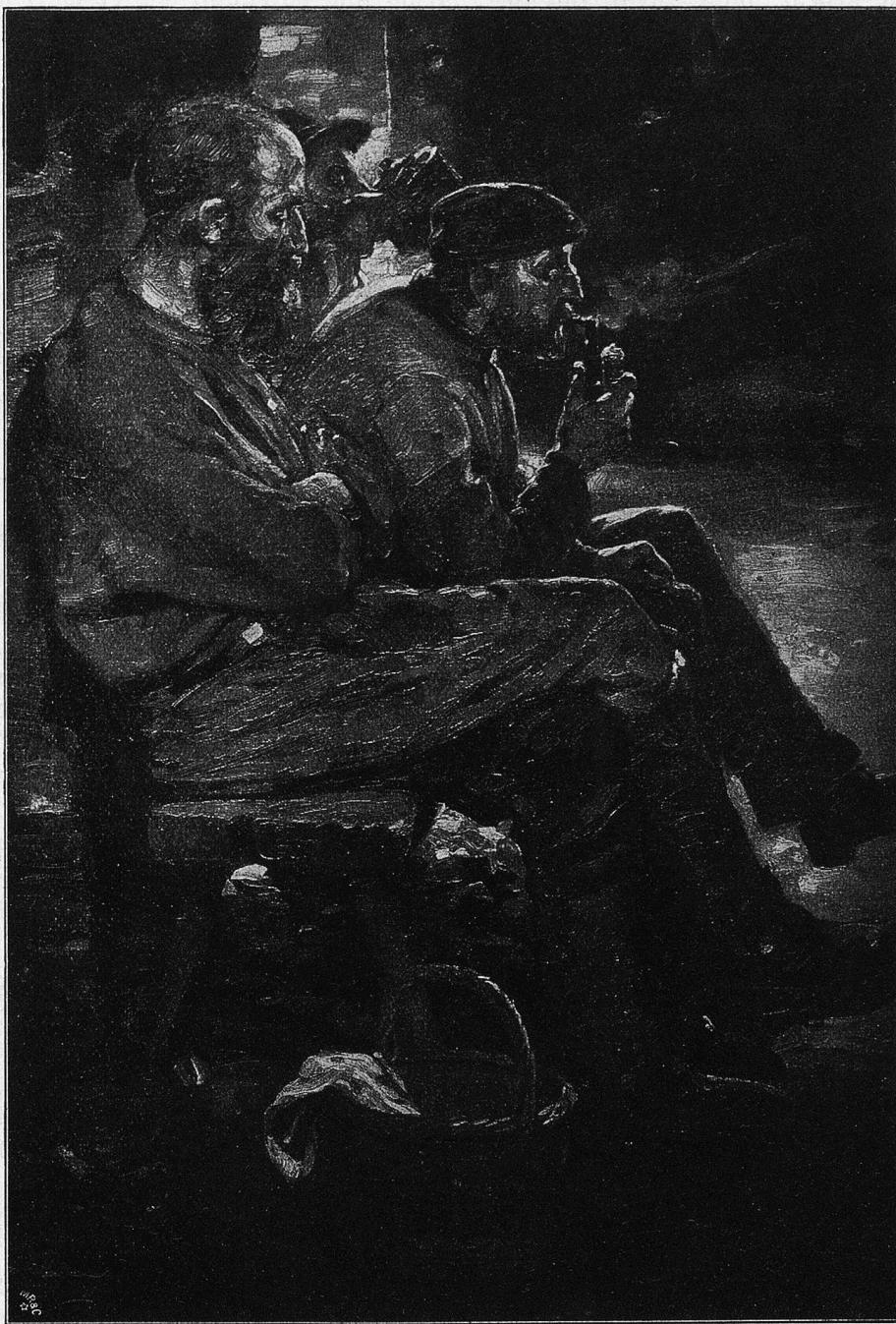
Huldreich und Meta konnten nicht wissen, was sich im Garten der Frau Trina Stolz ereignete.

„Wären viele Menschen wie Sie!“ sagte das Mädchen zu Huldreich. Sie sah ihn mit ihren schönen Augen offen an. Es war so hell, daß er die klare braune Farbe dieser Augen erkennen und die warme Bewunderung darin lesen konnte.

Er lächelte froh. „Ich bin nicht besser als andre,“ sagte er. „Ich möchte nur, daß wir Menschen einander das Leben leichter machen, als wir es tun.“

Nun schwiegen sie wieder eine Weile und warteten.

„Sie kommt nicht mehr,“ sagte dann Huldreich auf seine Uhr schauend. Er trat an den Tisch



Nach der Arbeit. Gemälde von Ludwig Wilhelm Heupel-Siegen.

hinüber und sprach nun von dort aus. „Was wollen wir tun?“ fragte er. „Sollen wir allein lesen?“

Meta Hartmann kam und setzte sich zu ihm. „Ich bin nicht in Stimmung,“ sagte sie. „Es quält mich, daß Johanna nicht kommt.“

Sie hatten anfangs Mühe, über die Enttäuschung, die ihnen das Fernbleiben der Gefährtin bereitete, hinwegzukommen. Allmählich aber kamen sie in eine gelassene Unterhaltung. Die

Klarheit der Nacht legte eine große Ruhe über sie. Ihre Gedanken waren wach, gute, reine Gedanken, die ihnen den Gesprächsstoff nie ausgehen ließen, sondern sie von einem Thema zum andern führten. Sie vergaßen, daß sie hatten lesen wollen.

Auf einmal kam die Erkenntnis mit großer Eindringlichkeit über sie, daß sie allein und ungestört waren, wie sie es bisher noch nie gewesen. Darob wurden sie einsilbiger.

„Ich muß bald gehen,” sagte Meta. Ihr linker Arm lag auf dem Tisch. Die weiße, schön geformte Hand war im Schein des Mondes wie ein aus Marmor geschlagenes Kunstwerk.

Sie verstummten endlich ganz. So lange schwiegen sie, daß das Schweigen Bedeutung bekam. Eines hörte des andern Atem und hörte, daß dieser Atem zitterte. Sacht, bescheiden und liebevoll strich Huldreich nach einer Weile ein paarmal mit den Fingern über die schöne Hand auf dem Tische. Meta sah ruhig auf und blickte ihn voll an. So sagten sie sich ohne Worte, daß sie einander liebten. Sie blieben ruhig auf ihren Pläcken sitzen. Als sie lange still gewesen waren und mit Herzklöpfen das Glück genossen hatten, das die gemeinsame Erkenntnis ihnen verlieh, hob Huldreich mit gedämpfter Stimme an: „Es wird vielleicht nie etwas daraus werden können, Meta.“

„Mein Vater würde es nie zugeben,” antwortete sie zu Boden sehend.

„Fühlst du ein Hindernis in dir selbst?” fragte er.

„Ich weiß es nicht. Ich bin mir nicht klar. Ich habe nie darüber nachgedacht.“

Sie sagte das in kleinen Pausen, noch immer nachdenklich vor sich niedersehend. In derselben Weise und während sein Blick mit einer großen, freudevollen Zärtlichkeit auf ihr ruhte, fügte sie hinzu: „Es scheint unmöglich. Es liegt so viel zwischen uns. Du kannst kein andrer werden als du bist. Als Vertreter und Vorkämpfer eines Glaubens kannst du nicht die Andersgläubige zu dir ziehen. Ich — vielleicht könnte ich das lernen, verstehen lernen, was du glaubst, mich hineinfinden, aber — es sind viele Hindernisse.“

Sie schüttelte mit einem Seufzer den Kopf.

„Mit Geduld kommen wir darüber hinweg,” sagte Huldreich mutig.

Sie dachte noch einen Augenblick nach, dann richtete sie sich wieder auf, legte beide Hände um die seine und sah ihn an, ihr Gesicht dem seinen ganz nahe rückend. „Dennoch ist es ein Glück,” sagte sie. Sie war bewegt. Ihre Stimme zitterte. Es war fast, als ob Tränen ihr in die Augen kommen wollten.

Huldreich bog sich nieder und küßte ihre Hände, und sie hob seine Rechte und legte ihre Lippen darauf, gleich wie er ihr getan hatte.

„Nun will ich gehen,” sagte sie dann und stand auf.

„Ich begleite dich heim,” antwortete Huldr-

reich, und barhaupt, wie er war, machte er sich mit ihr auf den Heimweg.

Sie hielten sich bei der Hand und nahmen den Fußweg durch die Matten, der das Dorf vermeid. Wie ihnen unwillkürlich, ohne daß eines das andre darum gebeten, das „Du“ gekommen war, so gingen sie ohne Scheu, frei und voll Vertrauen miteinander dahin.

„Nun werden wir uns noch öfter sehen,” sagte Huldreich.

„Raum öfter als bisher,” entgegnete das Mädchen, „aber so oft es sein kann.“

Huldreich fügte hinzu: „Wir werden davon sprechen, was werden soll.“

Sie passten ihre Stimmen der hellen, feierlichen Nacht an. Keine Unruhe war darin. Sie sprachen leise, aber mit von keinem Schuld-bewußtsein getrübter Klarheit.

Niemand begegnete ihnen, und aus dem Dorf kamen keine Geräusche, die ihren einsamen Gang gestört hätten. Vor dem Garten des Hartmannschen Besitztums nahmen sie Abschied. Sie drückten sich die Hände, und Meta sah Huldreich wieder mit demselben langen und liebevollen Blick in die Augen.

Wie sie es besprochen hatten, trafen sie einander von da an nicht öfter, aber unwillkürlich war ihnen zuweilen eine Stunde günstig, während welcher sie sich allein fanden. Sie gingen dann den Menschen aus dem Wege und genossen ernst und mit einer schönen Zurückhaltung eines friedevollen Glücks. Huldreich Rot war dabei derjenige, dessen Wesen das größere Gleichmaß, eine frohe Geduld in der Gewißheit des Besitzes zeigte. Seine Tage legten ihm so viele und so vielerlei Pflichten auf, daß das Bewußtsein wohlverbrachter Zeit ihn stets erfüllte. Dieses Bewußtsein gab ihm Stärke und Abgeklärtheit und wirkte auch auf sein Liebesleben ein. Er verkannte die Hindernisse nicht, die seiner Liebe sich entgegenstellten, aber mit einer stillen Festigkeit trat er an die Aufgabe heran, sie hinwegzuräumen. Selbst von der Wahrheit seines Glaubens aufs tiefste durchdrungen, hob er an, Meta in das Wesen desselben einzuführen. Er hatte dabei nichts von einem Eiferer an sich. Ruhig, ja mit großer Schlichtheit und Bescheidenheit sprach er von diesem Glauben, der selbst schlicht und prunklos war. Eine große Güte, der Grundzug seines Charakters, offenbarte sich Meta dabei, die zu ihrem Lehrer mit einer frohen Verehrung aufblickte und ihm oft willig folgte, ja allmählich sich der Einsicht nicht mehr verschließen konnte,

wie viel Wahres und Hohes er sprach. Aber Meta Hartmann war noch jung, die Lehren ihrer eignen Religion, strenge und tief eingegrabene Lehren, waren noch frisch in ihr, und wenn sie gläubig und hingerissen dem gefolgt war, was Huldreich Rot sprach, so geschah es manchmal, daß wie eine schmerzhafte Wunde in ihrem Innern plötzlich die Erinnerung an die Säkungen des eignen Glaubens brannte. Dann regte sich Widerspruch in ihr. Ein Eigensinn, der in ihrem Wesen war, trat stärker hervor. In solchen Augenblicken hielt sie gegen ihre bessere Überzeugung an manchem Angeserten, gegen das Huldreich anlämpste, fest.

Ihre Glaubensgespräche hatten lange kein großes, entscheidendes Ergebnis. Huldreich jedoch ermüdete nicht, und allmählich half die Liebe ihm, daß das Mädchen mit dem Gedanken sich zu beschäftigen begann, den eignen Glauben gegen den seinen einzutauschen. Denn Meta Hartmann liebte Huldreich Rot. Ihre Liebe war leidenschaftlicher als die seine, so tief diese war. Auf ihren einsamen Gängen war sie es, die zu sprechen vergaß und sich in Huldrechts Arm schmiegte oder eine Unterhaltung, die zu keiner Übereinstimmung geführt, mit verlangender Zärtlichkeit unterbrach und bat: „Läßt uns nicht grübeln! Sind wir denn nicht glücklich, so wie wir sind?“

Der junge Pfarrer pflegte dann wohl zu lächeln und ließ sich leiten, grübelte nicht, sondern freute sich des Augenblicks, in dem kein Schatten war.

Huldreich Rot stand in diesen Tagen auf der Höhe seines Glücks. Er hatte viel erreicht, und aller Kampf, den er führte, alle Mühe, die in seinem Leben jetzt war, ging um hohe Ziele, um den Besitz von Menschen. Die innere Freude, die mit seinem Einzug in Waldenz angehoben hatte und während seines Hierseins gewachsen und gewachsen war, kam immer mehr noch in seinem Wesen zum Ausdruck, und wie sie seine Predigten und seinen Verkehr mit den Dorfgenossen beeinflußt hatte, so daß etwas Helles, Erhebendes von allem ausging, was er tat und sprach, so erfüllte sie sein Benehmen zu Hause. Es geschah jetzt, daß er der aus Alter und innerer Kargheit zu einem gehässigen Menschen gewordenen Magd Anna statt wie bisher mit ruhiger Gleichgültigkeit, mit heiterer und überlegener Barmherzigkeit gegenübertrat und die Jungen-gewandte und Streitbare oft und oft durch seine

Milde entwaffnete. Huldreich prüfte aber auch sein Verhältnis zu seiner Mutter. Er konnte nicht leugnen, daß es ein äußerlich kühles war. Sie gingen ruhig nebeneinander hin, taten einander nichts zuleid, sondern lebten sich zu Gefallen, wie anständige Menschen es tun, allein kein Beweis von Zärtlichkeit verriet, wie nah sie sich ihrem Blute nach standen. Und dennoch meinte er zu wissen, daß seine Mutter ihn nicht minder liebte, wie jede Mutter ihr Kind liebt. Hatte sie denn nicht ihren schönen Ruhesitz zu Neuburg willig aufgegeben und war ihm hierher gefolgt? Im Bewußtsein seines Glückes genügte ihm aber das nicht mehr. Es verlangte ihn nach Äußerungen der Liebe auch in seinem Verkehr mit ihr. Er begann seine Freude aus seiner eignen Stube auch in diejenige Frau Jakobeas zu tragen, so daß diese oft verwundert sein strahlendes Gesicht, seine blitzenden Augen und seinen leichten, federnden Gang gewahrte. Sein Benehmen gegen die alte Frau verlor die frühere Zurückhaltung. Sein Morgengruß klang frisch und hell, wenn er beim Frühstückstisch erschien. Mit zwei Schritten trat er auf die Mutter zu, legte ihr die Hände auf die Schultern und küßte sie auf die Stirn. Und der Tag, der so mit seinem liebevollen Gruß begann, brachte Frau Jakobeas noch viele Beweise seiner Sohneszärtlichkeit. Er sah ihr manchen kleinen Wunsch von den Augen ab und erfüllte ihn. Oft als früher suchte er ihre Gesellschaft und bat sie, ihn auf dem und jenem kleinen Gange zu begleiten. Wenn sie aber über irgend etwas oder irgend jemand sich erzürnte, so ging er nicht wie früher, stumm und schmerzlich herührt beiseite, sondern legte wohl die Hand besänftigend auf den Arm der Zornigen und mahnte mit einer leisen, seine Liebe verratenden Stimme: „Nicht schelten, Mutter.“

Frau Jakobeas hob den Kopf und richtete kühle, forschende Blicke auf den Sohn. Sie dachte reiflich über das nach, was ihn veränderte, und die Menschenkennerin durchschaute ihn bald. Sie ließ sich seine größere Liebe gefallen, aber ihr eignes Wesen änderte sich nicht; sie gab sich vielmehr den Anschein, als gewahre sie auch die Veränderung nicht, die mit ihm vorgegangen. Einmal nur, an einem wundervollen Tage, da zu Füßen des Pfarrhauses das Tal in seiner reichsten Schönheit ausgebreitet lag, und Huldreich, die Brust weit und den Sinn froh, am Fenster stand und in die Schönheit hinaus staunte, fiel eine seltsame Äußerung von Frau Jakobeas Lippen.

Huldreich rief sie, die noch am Tische saß, an

seine Seite: „Mutter, sieh doch die Pracht da unten!“

Als Frau Rot neben ihn trat, legte er plötzlich die Arme um ihre Schultern und preßte sie an sich. „Ist die Welt nicht reich, Mutter?“ fragte er. Sein Gesicht war heiß von seinem Glück, die ganze Wucht seines Lebensmutes brach aus seinem Blick.

Frau Jakobea machte sich langsam von seinen Armen frei und blickte ihn groß und kühn an.

„Darf ich dir denn nicht zeigen, daß du mir lieb bist?“ fragte er.

„Gewiß,“ entgegnete sie. „Du hast mich lieb, Sohn. Aber laß uns nicht Theater spielen. Die Liebe hat Schlacken, so braucht sie nicht groß zu tun.“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte er. Er war fast mehr erschreckt als schmerzlich berührt.

„Du bist wie wir alle. Eines Tages wird deine Liebe falsch sein.“

„Gegen dich doch nicht.“

„Auch gegen mich.“

„Du bist verbittert, Mutter. Es ist eine Sünde, wie verbittert du bist.“

Jetzt erst regte sich in ihm der Schmerz über ihre Worte. Täh entnütchtert verließ er sie und war von da an furchtsam geworden.

Wohl brach sich das Glücksgefühl wieder Bahn in ihm und überwand die Enttäuschung über die Kälte der Mutter, aber die Liebe, die er immer gleich für sie empfand, wagte sich nicht mehr so recht hervor. Den Blick, mit dem Frau Jakobea ihm bei jenem Hinausgehen gefolgt war, hatte er nicht gesehen. In diesem Blick aber hatte ihre Liebe gelegen, die sie niederhielt, weil sie selbst von dem Menschen, der ihr Sohn war, klein dachte, und weil sie sich zwang, auch dieses einen nicht zu bedürfen auf der einsamen Lebenshöhe, die sie erstiegen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Leben.

Die Drossel pfeift im Hollunderbaum:
Das Leben ist Flug in Licht und Raum,
Ist Lenz und Lieb' und Hochzeitsfest
Und Füttern der Jungen im Reisnest.

Und ein Dichter, der summt unterm Eichenbaum:
Das Leben ist ewiger Wunsch und Traum,
Ein flüchtig Wandern die Welt entlang
Nach Blüt' und Duft und holdem Klang. Jacob Heß.

Der Rabe krächzt dir die Ohren taub:
Das Leben ist Mord und Gewalt und Raub,
Und wer am meisten gestohlen hat,
Der wird geehrt und der schlingt sich satt.

Nordsee-Luft.

Von Ernst Eschmann.

Helgoland.

Zum Reisen braucht's Glück. Ich hatte es. Wer in einem so regenreichen Sommer just dann immer blauen Himmel findet, wenn sein Unternehmen die Gunst der Sonne braucht, hat doppelten Grund zur Freude. Meine Fahrt nach Helgoland war von allen guten Geistern begleitet. Am Abend vorher wußte man noch nicht, was die Wolken im Schilden führten. Am Morgen aber waren sie fort. Es lag jedoch ein ordentlich dichter Nebel über der Stadt. Aber bald hoben sich die Schleier, und unser Schiff, die weiße „Cobra“, glänzte in der Sonne. Man fand herrlich Gelegenheit, auf Deck zu spazieren, auf dem einen wie auf dem anderen, vorn an der Spitze zu stehen, wo die Wasser sich teilten, oder zuhinterst, wo der Kiel einen leuchtenden Schweif nach sich zog.

Die Passagiere hatten es eilig, sich Liegestühle geben zu lassen und so in süßem Nichtstun die Fahrt zu verträumen. Ich aber mußte immer unterwegs sein; denn es gab auch immer etwas zu sehen. Mein Herz klopfte rascher, als ich an Blankenese vorbeifuhr. Ich erinnerte mich der kostlichen Stunden, die ich auf dem Süllberg verbracht, und nun war ich selbst Guest auf einem der Schiffe, wie ich so manchem von oben nachgeschaut hatte. Mit der offenen Karte in der Hand blickte ich ins flache Land hinaus und nach den kleinen Dörfern, die sich in der Nähe des Stromes angesiedelt hatten. Es waren nicht eben bemerkenswerte Plätze. Nur ein paarmal schaute man aufmerksamer hin, wo kleine Flüsse der Elbe sich zugesellten und natürlich da, wo der Nord-Ostsee-Kanal sich mit der Elbe vereinigte. Malerische Fischerbarken begegneten uns, größere